



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Das klang so sachlich, aber der stille Mann hörte doch etwas wie ein Lächeln heraus. Das tat ihm in der Seele weh.

Entschuldigen Sie nur . . . Ich habe Ludwig Richter noch durch die Straßen gehn sehen, damals als ich noch auf der Akademie war, ja, und entschuldigen Sie auch, wenn ich gestört habe . . . und er reichte Bonach seine magere Hand hin, vor der Frau versuchte er eine Verbeugung. Dann ging er zur Tür, machte sie schnell auf, sagte leise Guten Morgen, entschuldigen Sie . . . und stand draußen in dem weißen Treppenhaus.

Die Knie zitterten ihm so, daß er sich an die Wand lehnen mußte und sich wieder die Stirn trocknete. Langsam stieg er in den Flur hinab. Als er die Küchentür sah, fiel ihm plötzlich ein, daß er ja nichts gesagt und gefragt hatte von dem, was ihm aufgetragen war. Leise ging er die Fliesen entlang, erreichte unbemerkt die Haustür und ging über den sonnigen Hof, so schnell es seine müden Knie erlaubten.

Er konnte und wollte jetzt mit keinem reden! Er mußte erst wieder ins gleiche kommen.

Oben standen sich die jungen Leute fast erschrocken gegenüber. Dann kam der Frau ein Lächeln, und endlich lachte sie auf.

Das war aber ein Sonderbarer, Franz! Fragt, wer Klinger ist! und ihr Gesicht zeigte die heitersten Grübchen.

Ihr Mann stimmte aber nicht ein. Er ging zum Fenster, sah den Mann, vorgeneigt und müde, durch die leuchtende Mittagssonne gehen und dachte bei sich: Was soll man so einem sagen, man tut ihm ja weh mit jedem Wort, das man spricht.

Da schmiegte sich seine Frau zärtlich an ihn: Mach doch kein so ernstes Gesicht! Es war doch ein komischer Besuch, und wenn mans ihn auch nicht hat merken lassen, den guten Menschen, jetzt kann man doch ein bißchen lachen?

Da sah der junge Maler ernst in die fragenden Augen der heitern Frau und sagte: Siehst du, Kind, zu lachen ist dabei nichts.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Die Haager Konferenz. Die russische Krisis. Das Ergebnis des Besuchs der englischen Journalisten.)

Im Haag ist nun glücklich die zweite Friedenskonferenz zusammengetreten. Es ist noch nicht lange her, seit wir feststellen mußten, daß die Erörterungen, die die Vorbereitungen zu dieser Konferenz begleiteten, als das einzige Wölkchen am politischen Himmel anzusehen seien. Diese Gefahr ist freilich schon durch die Erklärungen, die Fürst Bülow im Reichstag abgegeben hat, beseitigt worden. Diese Erklärungen zeigten, daß Deutschland durch seine Haltung in der Abrüstungsfrage keineswegs isoliert worden war. Überdies fanden die Aufrichtigkeit und die Festigkeit der deutschen Regierung eine über Erwarten günstige Aufnahme in England, wo man sich nun doch bemüht zeigte, dem Anschein zu begegnen, als sei der Abrüstungsvorschlag nur ein Manöver, um Deutschland eine Verlegenheit zu bereiten und das Mißtrauen der andern Mächte gegen seine Haltung zu erregen. Freilich ist, seit die Mächte zu der Behandlung der heikeln Abrüstungsfrage Stellung genommen haben, mit der Spannung auch ein wesentlicher Teil des Interesses an der Haager Konferenz geschwunden. Man hat sich daran gewöhnt, sie als „Friedenskonferenz“ zu bezeichnen, und diese Bezeichnung ist nicht geeignet, besonders Vertrauen

zu erwecken. Man stellt den Frieden als eine weibliche Gottheit dar, und auch von Göttinnen gilt, wie es scheint, das alte Wort, daß die Frauen die besten sind, von denen man am wenigsten spricht. Die Welt ist mit Recht gegen eifrige Friedensbeteuerungen und besondere Friedensveranstaltungen mißtrauisch geworden. Sehr natürlich! Der Friede ist die von selbst reifende Frucht eines Verhältnisses, in dem die Völker den Willen und die Interessen anderer Völker respektieren. Soll aber dieses Verhältnis durch besondere Abmachungen künstlich geschaffen werden, so lauert immer im Hintergrunde die Möglichkeit, daß auf den Willen und die Interessen eines andern Volks ein Druck ausgeübt werden soll. Das allein wirksame Mittel, einen solchen Druck zum gewünschten Ziel zu führen, ist aber in letzter Linie der Krieg. Daher schlummert in jeder ausdrücklichen, aktiven Friedensbestrebung der Keim eines Kriegsfalles. Das Ziel allein macht es nicht. Denn jeder Krieg hat schließlich den Frieden zum Ziel. Mittel und Wege sind das Entscheidende dabei. Drum halten wir Deutschen an dem fest, was wir als erprobt befunden haben, daß wir nämlich niemand zuleide handeln, soweit es unsre Ehre und unsre berechtigten Interessen irgend gestatten, daß wir uns aber vor möglichen Versuchen anderer Völker, demselben Grundsatz entgegenzuhandeln, nur dadurch schützen können, daß wir ihnen die Furcht vor den Folgen solcher Versuche oder besser noch die Überzeugung ihres Mißlingens einflößen. Darum brauchen wir eine starke Rüstung. Die Bemühungen aber, uns von dieser zuverlässigen Sicherung unsrer nationalen Entwicklung abzubringen, müssen wir als eine Bedrohung empfinden, auch wenn sie vielleicht nicht so gemeint sind. Als Napoleon der Dritte die Ausrichtung des zweiten Kaiserreichs in Frankreich mit dem bekannten Ausspruch leitete: „L'empire c'est la paix“, war er sich gewiß keiner Lüge oder Heuchelei bewußt, wie von seinen Gegnern vorausgesetzt wurde. Dieser merkwürdige Mann war in dem zähen Verfolgen einer sein Leben beherrschenden Idee, in die er sich mit einer seltsamen Mischung von Träumen, Grübeln und kaltem Rechnen hineingearbeitet hatte, sicherlich der Überzeugung, daß die Verwirklichung seines Strebens der Menschheit Frieden und Wohlfahrt bringen werde. Aber es ist für diese Art der „ideologischen“ Denkens charakteristisch, daß sie sich von dem Ziel gewissermaßen hypnotisieren läßt und nicht daran denkt, daß die organische Entwicklung in der Richtung auf ein ideales Ziel hin einen selbständigen Wert beansprucht. Immer bestrebt, die Hindernisse zu beseitigen, die sich der Verwirklichung seiner besonders Ideen entgegenstellten, wurde Napoleon der Dritte trotz aller klugen Berechnung, ohne es zu merken, der Sklave der Verhältnisse, die er beherrschen wollte und zu beherrschen glaubte, und das riß ihn, den von Hause aus unkriegertischen, weichen und vorsichtigen Mann, in eine Reihe von kriegertischen Verwicklungen hinein, bis es ihn zuletzt seinem Verhängnis entgegenführte.

Wir haben diese geschichtliche Erinnerung eingeschaltet, weil eine gewisse Verwandtschaft zwischen den scheinbar so weit auseinandergehenden Formen des politischen Doktrinarismus besteht. Sie werfen eine Idee auf den Schauplatz der Geschichte und setzen sich dafür mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ein, aber die dabei nicht richtig eingeschätzte Wirklichkeit nimmt ihnen das Spiel aus der Hand, und die Welt erntet statt der erhofften Frucht jener Idee in Wahrheit die Frucht der verborgnen Fehler der Rechnung. So kann sich aus dem Ubereifer, mit dem Politiker von Gewicht und Verantwortung die freie Selbstbestimmung der Völker im Sinne des Weltfriedens beschränken wollen, nur allzuleicht eine Lage ergeben, in der sich die Leidenschaften und Interessen der Nationen zu Handlungen und Schritten angeregt fühlen, die den Frieden mehr gefährden, als es ohne solche Bestrebungen geschehen wäre. Es ist noch nicht vergessen, daß, noch während die erste Haager Konferenz tagte, England in Afrika einen die Leidenschaften auch in

Europa mächtig erregenden Eroberungskrieg begann — den ersten Krieg zwischen weißen, christlichen Völkern im dunkeln Weltteil —, und daß gerade die Macht, auf deren Anregung die erste Haager Konferenz zusammengetreten war, Rußland, die erste war, die einen großen Krieg zu führen hatte, der das ungeheure Reich in seinen Grundfesten erschütterte. Seitdem ist das Mißtrauen gegen Friedenskonferenzen bedeutend verstärkt worden.

Eine andre Schätzung bekommt die Haager Konferenz, wenn man sie als das nimmt, was sie nach Ausschaltung aller unklaren und gefährlichen Abrüstungs-ideen und Vorschläge zur Friedenserzwingung wirklich ist, nämlich eine Konferenz zum Ausbau des Völkerrechts. In dieser Beziehung darf man von den Verhandlungen günstige und nützliche Ergebnisse erwarten. Ob alle wichtigen Fragen, die zur Erörterung stehn, zur Entscheidung gebracht werden können, steht freilich dahin. Das gilt besonders von der Reform des Seekriegsrechts. Aber der Meinungsaustausch über die Fragen des Blockaderechts und über den Schutz des Privateigentums zur See wird sicherlich nicht ganz ohne Nutzen sein, und wenn auch nicht die letzte Entscheidung, so doch eine sehr wünschenswerte Klärung herbeiführen.

Den formellen Vorsitz bei den soeben eröffneten Verhandlungen führt wiederum Rußland durch seinen ersten Bevollmächtigten, Herrn von Melidow. Von Rußland gingen auch diesmal die Einladungen zur Konferenz aus, wie es ja schon im Jahre 1899 die Führung übernommen hatte, nachdem der Erlaß des Zaren von 1898 die erste Anregung gegeben hatte. Damals wußte man nicht recht, was man aus der russischen Initiative machen und wie man sie deuten sollte. Jetzt liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung klarer und einfacher. Rußland hat die große, gewaltfame Auseinandersetzung mit Japan hinter sich, sein Friedens- und Sammlungsbedürfnis ist zweifellos aufrichtig, und es ist froh, daß die Delegierten der neuen ostasiatischen Großmacht, des Verbündeten Englands, im Haag erschienen sind, um friedlich mit zu beraten. Die innern Zustände Rußlands geben der Welt noch immer die schwierigsten Rätsel auf. Die Unfähigkeit der Reichsduma, positive Arbeit zu leisten und die grundlegenden Voraussetzungen staatlicher Ordnung und gesetzlicher Reformarbeit zu respektieren, hat eine neue Verfassungskrise heraufbeschworen, die mit der abermaligen Auflösung der Duma geendet hat. Man wird diesen Entschluß der russischen Regierung durchaus verständlich finden müssen. Das Unglück für Rußland besteht ja darin, daß auch in den revolutionären Kräfte, die eben mit Mühe und Not ausgereicht haben, das alte System zu stürzen oder es wenigstens zur Entgleisung zu bringen, nicht der geringste Ansaß zu einer positiven Fähigkeit zu entdecken ist, ja nicht einmal die Kraft zum wirklichen Zerstören. Der noch vor zwei Jahren — allerdings nur im Munde Unkundiger — so beliebte Vergleich der russischen mit der großen französischen Revolution hinkt so stark auf beiden Beinen, daß selbst die Krücken der lebhaftesten Einbildung ihm nicht mehr weiter helfen. Von einer steigenden, gelegentlich fessellos tobenden Hochflut ungebändigter Volkskraft, die ihr Recht fordert und im wilden Drang nach einer neuen Ordnung der Dinge neue Persönlichkeiten ohne Wahl — würdige und unwürdige, aber doch immer Persönlichkeiten! — an die Oberfläche trägt, ist in Rußland nicht die Rede. Das Kritteln an der alten, halb erstarrten, halb verfaulten Staats- und Gesellschaftsordnung hat gerade so viel barbarische Instinkte entfesselt, um das Vertrauen in die gesetzliche Ordnung und eine ruhige Entwicklung zu erschüttern und jeden ehrlichen, guten Willen abzuschrecken, aber weiter reicht diese revolutionäre Kraft nicht. Es wirkt wie blutiger Hohn, daß die alte Polizeiwillkür und Beamtenkorruption nur gerade so weit erschüttert ist, um den Raum für gelegentliche Putzche, Mordtaten, Raubzüge durch Banken und öffentliche Kassen und dergleichen frei zu machen. Es wäre lächerlich, diese feigen und rohen Ausschreitungen niedrigster Sorte mit dem zügellosen Toben der französischen Schreckensmänner von 1793 zu vergleichen, die bei

allem Verabscheuungswürdigen ihres Tuns doch noch immer erkennen lassen, daß sie etwas neues schaffen wollten. In Rußland aber reicht die Kraft der Tat kaum zum Niederreißen, geschweige denn zum Aufbauen. Hohle Deklamationen, absolute Unfähigkeit zur Arbeit, unfruchtbares Theoretisieren, Versagen bei jedem wirklichen Schritt vorwärts, das Ganze hin und wieder unterbrochen durch Ausbrüche eines sinn- und gewissenlosen Fanatismus ohne nachhaltige Kraft — das ist das Bild der gegenwärtigen innern Zustände Rußlands!

Wir müssen diese Verhältnisse mit Aufmerksamkeit verfolgen, weil davon manche politische und wirtschaftliche Rückwirkung auf unsre eigne Lage ausgeht. In ganz anderer Weise muß unser Verhältnis zu England betrachtet werden, wo hauptsächlich der wirtschaftliche Wettbewerb ins Spiel kommt. Es ist hier schon mehrfach der Besuch der englischen Redakteure erwähnt worden. Jetzt sind wir bereits in der Lage, etwas mehr die Wirkungen zu übersehen, die davon vielleicht ausgehn können. Denn wir haben jetzt die Berichte vor uns, die unsre englischen Gäste ihren Lesern in der Heimat erstattet haben. Niemand wird diese Berichte lesen können, ohne erstaunt zu sein über Umfang und Tiefe der Eindrücke, die unsre Besucher bei uns empfangen haben. Man muß, um nüchtern und richtig zu urteilen, zunächst alles in Abzug bringen, was nur eine freundliche und dankbare Anerkennung empfangener Gastfreundschaft bedeutet. Einige verbindliche und herzliche Worte pflegt jeder in Bereitschaft zu haben, der auf eine Reihe von schönen Tagen zurückschaut und die Pflicht fühlt, genossener Freundlichkeit den Tribut natürlicher Höflichkeit zu zollen. Auch hier allerdings muß auffallen, daß die Dankesbezeugungen der englischen Gäste weit über die selbstverständliche Höflichkeit hinausgehen und von einer Wärme und Herzlichkeit getragen sind, die hier und da fast den Charakter der Begeisterung annimmt. Dies war in Wahrheit die Stimmung, die schon bald nach den ersten Begrüßungen auf ihrer Deutschlandreise bei der kleinen, aber in ihrer Zusammensetzung sehr bedeutenden Schar englischer Journalisten durchbrach und sich bis zum letzten Tage des Zusammenseins stetig steigerte. Dennoch wollen wir, um mißtrauischen Gemütern ihr Recht zu lassen, diesen Umstand nicht besonders betonen. Wichtiger als diese unerwartete Herzlichkeit in der Stimmung ist etwas anderes, und es hieße geradezu die Wahrheit fälschen, wenn dies verschwiegen würde. Man kann nämlich die englischen Berichte nicht lesen, ohne überrascht zu sein einerseits durch die Schärfe und Nüchternheit der Beobachtung, die in einer ungemein anstrengenden Kette von Feststellungen immer noch der Aufgabe gerecht wird, sich ernsthaft zu unterrichten und durch die Hülle der Feststimmung hindurch den Grund zu sehen, andererseits durch die Aufrichtigkeit, mit der bisherige Vorurteile und Irrtümer eingestanden werden und der einheimischen Voreingenommenheit ein berechtigtes Bild des modernen Deutschland zu zeichnen versucht wird. Deutschland ist anders, als wir bisher geglaubt haben; wir haben seine Art und seine Bestrebungen gründlich mißverstanden; wir glaubten ein unfreies, durch künstliche Bevormundung zu einer äußerlichen Blüte emporgetriebenes Volk vor uns zu haben, ein geistig begabtes, aber ungelenktes Volk, das nur durch den Militarismus und eine ehrgeizige herrschende Kaste in eiserner Zucht zusammengehalten wird, dessen abhängige Presse dem Kommando der Regierung gehorcht, und das nur durch Aufstachelung seiner Leidenschaften und seines Selbstbewußtseins gegenüber andern Völkern zu größern Leistungen angetrieben wird. Wir sehen jetzt, daß wir falsch unterrichtet gewesen sind. Wir fanden ein Volk, das in Freiheit seine Kräfte regt, dessen Aufschwung durchaus natürlich aus seinem eignen Verdienst herausgewachsen ist, das sich im Grunde derselben Freiheit erfreut wie wir, und nur noch die Vorteile einer ausgezeichneten Disziplin in allen Angelegenheiten des Gemeinwohls obendrein genießt, und dieses Volk ist wirklich friedlich gesinnt, will nur ehrlichen Wettbewerb und hegt keine Feindschaft gegen uns. Diese Gedanken kehren in unzähligen Variationen in allen englischen Berichten

wieder. „Was wir in Deutschland gelernt haben — so schrieb dem Verfasser dieser Zeilen ein englischer Freund am Schluß der Journalistenfahrt —, ist mancherlei, u. a. daß es in Deutschland viel mehr Freiheit gibt, als wir alle geglaubt haben, und daß wir drüben eine so große Zahl würdiger Berufsgenossen haben.“ Was ferner in diesen Tagen den englischen Zeitungslesern über den Wert der allgemeinen Wehrpflicht und der militärischen Ausbildung für die Volkserziehung und die Erhöhung der wirtschaftlichen Kraft, ja sogar für die Sicherung des Weltfriedens auseinandergesetzt worden ist, würde man noch vor kurzem in der englischen Presse vergeblich gesucht oder wenigstens nur vereinzelt gefunden haben. Ein sehr radikales Blatt erklärte, jetzt erst durch die Eindrücke des Besuchs in Deutschland den Schlüssel für das Verhältnis der Deutschen zu ihrem Kaiser erhalten zu haben. Man habe das bisher für ein Zeichen knechtischer, unterwürfiger Sinnesart gegenüber einer kraftvollen, eigenwilligen Herrschernatur gehalten. Durch den nähern Einblick in Geschichte und Verfassung des Deutschen Reichs sei ihm das Verständnis dafür aufgegangen, daß die Kaiseridee dem deutschen Volke seine nationale Größe garantiere.

Können alle diese über Erwarten Aufklärung und Verständnis schaffenden Eindrücke verloren gehn? Das ist kaum anzunehmen, denn es waren wirklich die hervorragendsten Persönlichkeiten der englischen Journalistik aus allen Teilen des Reichs, die wir bei uns beherbergt haben. Es waren nicht nur die paar großen Parteiblätter vertreten, die im Auslande gewöhnlich gelesen und zitiert werden, sondern auch die großen, einflußreichen Provinzblätter, aus denen sich ein großer und nicht der schlechteste Bruchteil der englischen Gesellschaft zu unterrichten pflegt. Natürlich darf man nicht zu viel erwarten; es ist der Anfang einer guten Wirkung, die Zeit haben muß und der gelegentlichen Verstärkung bedarf, um allmählich durchzudringen. Aber es sind auch wertvolle persönliche Beziehungen des Vertrauens und der Freundschaft zwischen Journalisten beider Länder geknüpft worden, und die soll man nicht unterschätzen. Alles in allem ein Erfolg über Erwarten, den die Zukunft hoffentlich bestätigen und befestigen wird! Denn wie man auch über die zukünftige Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen denken mag, das eine kann man wohl getrost sagen: Die vernünftigen Leute beider Länder sind übereinstimmend der Ansicht, daß ein ernster Konflikt zwischen Deutschland und England, mag er ausgehn, wie er will, niemals einem der beiden Teile, sondern in jedem Falle beiden den größten Schaden bringen würde.

**Seebeuterecht.** Die Forderung nach Abschaffung des Seebeuterechts wird meistens nach Vorgang Bluntschlis wie folgt motiviert: „Wenn der Landarmee verboten wird, auf dem Lande Privatgüter zu rauben, so geht es nicht an, der Flotte denselben Raub zu gestatten. Es ist eine derartige Verwirrung der Rechtsbegriffe geradezu unleidlich.“ Gegen diese Auffassung wendet sich eine kleine Broschüre, die eben zu der Frage des Seerechts erschienen ist.\*) Dort wird ausgeführt, daß diese Gleichstellung des Eigentums zu Lande mit dem zu Wasser deswegen irrig ist, weil ja der Zusammenhang beider mit dem Kriegszweck, der doch im Kriege das oberste Gesetz sein muß, gänzlich verschieden ist.

Dieser Unterschied beruht auf drei Gründen. Mit einer im Landkrieg eroberten Provinz erwirbt der erobernde Staat die tatsächliche Souveränität und die mit ihr zusammenhängenden Rechte; durch die erworbne Gewalt kann jede feindliche Verwendung des Privateigentums verhindert werden, dessen Wegnahme infolgedessen überflüssig wird. Auf dem Meere ist Ausübung und Wirkung dieser

\*) „Der Streit um das Seebeuterecht“ von Wolfgang Hammann. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Gebietshoheit unmöglich. Zweitens setzt sich der, der in Kriegszeiten Handelsgut aufs Meer hinausführt, ohne natürlichen Zwang den Gefahren des Krieges aus, während die Privathabe zu Lande meist an die Scholle gebunden ist. Der dritte und wesentliche Grund ist der, daß Eigentum zu Lande und zu Wasser verschiedene Bedeutung für den Staat haben; die Abhängigkeit der Staaten von der Zufuhr über See macht die Behandlung des Seeverkehrs zu einem wichtigen Kriegsfaktor. Die Zerstörung an Privateigentum zu Lande bleibt lokal beschränkt. Ein Druck auf den Staat kann durch solche Zerstörung schwerlich ausgeübt werden. Wohl aber im Seekrieg. Hier leidet unter der Zerstörung von Privateigentum das ganze Volk. Die nationale Widerstandskraft wird vermindert. Deshalb wird die Wegnahme ein Mittel zur Erzwingung des Friedens. Diese Tatsachen beweisen zugleich, wie eng die einzelnen Fragen des Seerechts unter sich und mit dem Kriegszweck zusammenhängen und wie falsch es ist, das Seebeuterecht zu isolieren und als absolute Forderung zu betrachten. Die Stellung eines Staates zum Seerecht ist keine Frage der Humanität, sondern eine seiner geographischen Lage, der Größe seiner Handels- und Kriegsflotte, seiner natürlichen Hilfsquellen — kurz, eine Frage der Politik.

Produkte der religiösen Gärung. Die liberalen Pastoren Bremens befinden sich in einer übeln Lage zwischen dem von Kalthoff gegründeten Monistenbunde und den Orthodoxen. J. Burggraf, Pastor an St. Ansgarii, schildert sie in der Schrift: Was nun? Aus der kirchlichen Bewegung und wider den kirchlichen Radikalismus in Bremen. (Stiefen, Alfred Töpelmann, 1906.) Kalthoffs Tod hat die Lage eher verschlimmert als verbessert, denn er selbst würde sich bei seiner Ehrlichkeit, seinem edeln Charakter und seinem Scharfsinn auf die Dauer der Einsicht nicht verschlossen haben, daß Haackelscher Monismus kein Christentum ist, und daß dessen Prediger kein Recht auf ein geistliches Amt haben; die Anhänger und Nachfolger aber sind noch rabiater als er, ohne seine Vorzüge zu haben. Als Organ haben sich die liberalen Geistlichen die „Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche“ geschaffen. (Vierteljahrshefte, bei Töpelmann.) Wir müssen, schreibt Burggraf im Programm, „unser Christentum immer mehr zu germanisieren, aus unsers Volkes eigenster Seele heraus zu individualisieren suchen, daß es unser Leben werde“. Wie er sich das denkt, hat er in seinen 1905 gehaltenen Schillerpredigten gezeigt, aus denen er in dieser Broschüre Bruchstücke mitteilt. — Nach Max Beyer braucht das Christentum nicht erst germanisiert zu werden, da es von seinem Ursprung aus germanisch, Christus ein Germane gewesen ist. Sein schönes Büchlein: Der deutsche Christus. War Christus Jude? War Christus Sozialdemokrat? Wie wird Deutschland glaubenseinig? (Laubegast-Dresden, Goethe-Verlag, 1907) empfehlen wir dringend, nicht seines extremen Antisemitismus wegen, sondern weil es ein warmherziges Bekenntnis zum positiven Christentum in geistvoller Auffassung und schöner poetischer Sprache enthält. Von seinen vielen Kernworten sei nur eins mitgeteilt. „Wer hat nie eine Zeile geschrieben und ist doch der größte Schriftsteller? Wer hat nie einen Stein gesetzt und ist doch der größte Baumeister? Christus; der Kölner Dom und die Evangelien sind von ihm.“ Die Glaubenseinigung wird in einer Dichtung: Der Papst in Friedrichsruh, in der Form eines nächtlichen Gesprächs zwischen Bismarck und Leo dem Dreizehnten erörtert, das Beyer schon 1897 anonym herausgegeben hatte. Wenn er die Glaubensspaltung für das größte Unglück Deutschlands erklärt, so stimmt ihm Rezensent, der sie geradezu für einen Segen und für eine Notwendigkeit hält, darin nicht bei. Von der römischen Lösung: ein Hirt und eine Herde, will übrigens auch Beyer nichts wissen; das Christentum sei für die Völker, nicht seien die Völker für das Christentum da; jedes Volk habe sich die christliche Religion in seiner eignen

Art anzueignen und es selbständig auszugestalten. — Daß der Katholizismus und der Protestantismus bestehen bleiben, wünscht auch Johannes Schlaf in Christus und Sophie. (Klademittscher Verlag, Wien und Leipzig, 1906.) Wie kommt Saul unter die Propheten, der Vater der halben Familie Selicke unter die Christusforscher? Nun, seit jener in Kompagnie mit Arno Holz begangnen unholden Jugendeeselei hat der Mann Bücher und das Leben fleißig studiert, sodaß er schon über die großen Probleme mitsprechen darf. Seine Ansicht von Christus und Christentum teilen wir nicht, aber wir erkennen es als ein Verdienst an, daß er, als ein ganz Moderner, sich entschieden gegen die Art und Weise wendet, wie Niebsche und Haecel die christliche Religion behandelt haben, ja daß er erkennt, eine neue Religion sei weder möglich noch notwendig; die Versuche, eine solche zu gründen, bedeuteten nichts als den Luxus humanistischer Vereinzelmerei. Den Titel hat Schlaf einer Tagebuchnotiz von Novalis entnommen. Mit Sophie ist Hardenbergs Braut Sophie von Kühn gemeint. Er hat dem Brautpaar schon eine Monographie gewidmet und ergänzt sie hier mit einer Abhandlung über die Frühromantik und die Schriften des Dichters. Mit der Christusschrift hat diese, als erster Teil in das Buch aufgenommene Abhandlung wenig zu schaffen, die beiden voneinander unabhängigen Schriften, die eigentlich, wenn sie nun einmal zusammen herausgegeben werden sollten, „Novalis und Christus“ betitelt werden müßten, sind eben nur durch den Einband verbunden. — „Nicht Jesu Wort bloß, sein Wesen war das wirksame. Sein Charakter fesselte die ersten Jünger und hat die spätern bis heute gefesselt. Die Verehrung und Liebe der einen, die Abneigung der andern müssen sich irgendwie aus seinem Charakter erklären lassen.“ Also Johannes Nink in dem Buche: Jesus als Charakter. (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1906.) Es werden dargestellt Jesu Willenskraft, Entschlossenheit, Zorn, Wahrhaftigkeit, Selbstzucht, Ehelosigkeit, Reichtum des Geistes, Herrschergabe, Geduld und Ungeduld, Selbstvertrauen, Glaubenskraft, Schriftgehorsam, Gewissenhaftigkeit, freiwillige Armut, Demut, Hoffnungsfreudigkeit, Lebenskraft usw. Nicht Neues habe er uns gelehrt, sondern uns in seiner Person ein Vorbild geschenkt, das wir nachahmen sollen und können. „In ihm erlebe ich immer wieder eine Erlösung von mir selber. Der Zauber der Sinnenwelt zerrinnt in dem Hauche des Unendlichen, der von ihm ausgeht; die Leidenschaften des Herzens läutern sich in der Glut der höhern Liebe, die er entzündet.“ — Eduard von Hartmann würde dieses Buch für schädlich erklären. Er hat in seinen letzten Jahren die Behauptung variiert: das Wertvolle und Wesentliche am Christentum sei seine spekulative Dogmatik, die Fortbildung der platonischen und neuplatonischen Philosophie, und deren immer gültige Ideen dürfe man nicht mit einem historischen Ballast beschweren, der ihre Entwicklung hemme; zudem sei die Lehre des historischen Jesus so unbedeutend wie seine Person, die Judengeschichten des Alten Testaments aber seien rein gar nichts wert. Hartmann wird diese Ansicht aus Hegel geschöpft haben. Sie tritt auch sehr deutlich hervor in dessen Leben Jesu. Harmonie der Evangelien nach eigener Übersetzung. Nach der ungedruckten Handschrift ungekürzt herausgegeben von Paul Roques. (Sena, Eugen Diederichs, 1906.) Hegel hat dieses Leben Jesu und die fragmentarischen Betrachtungen darüber, die der Herausgeber beifügt, im Jahre 1794 als Hauslehrer in der Berner Patrizierfamilie Steiger von Tschugg ohne Hilfsmittel niedergeschrieben. Das Leben Jesu wird als rein menschliches Leben schlicht erzählt; die Wunder und die Auferstehung sind weggelassen. In den Fragmenten wird der Pantheismus, die restlose Immanenz unbefangen ausgesprochen. Jesus nimmt den Geist Gottes für sich in demselben Sinne in Anspruch, wie ihn jeder seiner Jünger besitzt. Hegels Religion war in jener seiner Jugendzeit noch stark von Schiller beeinflusst und vorwiegend ästhetisch. — Auf den Pfaden des jetzt viel genannten Dr. Johannes Müller wandeln Ludwig von Schlözer (Inneres Leben; zweite, vermehrte Auflage, München,

C. F. Beck, 1907) und Karl König (Zwischen Kopf und Seele; Jena, Eugen Diederichs, 1906). Jener gibt in seinem Büchlein hübsche Betrachtungen über die Verödung des Herzens durch den Materialismus, über die Gespenster, die in dem entleerten Gemüt ihr Wesen treiben, und mahnt zur Wiederbelebung der erstorbenen Seele. „Hier im Innern ist die Silberkammer deines Lebens. Aber die meisten halten sie fest verschlossen und gehn nie hinein; ja mancher hat gar den Schlüssel verloren und weiß es nicht einmal.“ König stellt eine gründliche psychologische Untersuchung an und zeigt, daß der Intellekt, der die Seele ein Jahrhundert lang tyrannisiert hat, ihr Diener sein soll für praktische Zwecke. Er führt die Ausgabe des Angelus Silesius von Bölsche als ein Beispiel dafür an, wie sich jetzt Naturwissenschaftler und Theologen wieder innerlich nahe kommen, und bedauert, daß der Dogmenzwang, den einerseits die durchs mächtige katholische Kirche, andererseits die vom preussischen Staate gestützte Orthodorie ausübe, den wohlthätigen Ausgleichsprozeß erschweren. Am Schluß finden wir die treffende Bemerkung: „Kultur ist und bleibt Selbstdarstellung, Ausschüttung der Seele, Hautbildung der Seele. Die Seele der Seele aber ist und bleibt die Religion.“ — Vom Christus des zu früh verstorbenen Hermann Schell, den wir im 3. Heft des Jahrgangs 1903 empfohlen haben, ist (bei Kirchheim u. Co. in Mainz) das sechzehnte und siebzehnte Tausend erschienen. C. J.

Die Argonauten in La Tène. Es wird aus der Schweiz gemeldet, daß die historische Gesellschaft des Kantons Neuchâtel im Frühjahr eine neue gründliche Untersuchung der bekannten prähistorischen Fundstätten von La Tène vorzunehmen gedenkt. Diese wichtigen archäologischen Arbeiten werden von der Stadt Neuchâtel wie auch von der Bundesregierung finanzielle Unterstützung finden. Im Anschluß daran sei auf eine geistvolle Hypothese aufmerksam gemacht, die einer der eifrigsten Forscher im Gebiete der gallo-römischen Kultur, Camille Jullian, in der zu Bordeaux erscheinenden Revue des études anciennes, 1906, S. 111 ff., aufgestellt hat. In Schumachers Bericht über „Vorgeschichtliche Funde und Forschungen“ in dem soeben erschienenen „Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung im Jahre 1905“ (Frankfurt a. M., Jos. Baer u. Cie., 1906) ist Jullians Abhandlung noch nicht aufgenommen; ich gebe kurz einen Auszug aus ihrem höchst interessanten Inhalt. Jullian bespricht die von Déchelette herausgegebene Übersetzung des tschechischen Buches von Píč über die vorgeschichtliche Fundstätte zu Stradonitz in Böhmen und erklärt dieses Oppidum in der Nähe von Prag, das in die Zeit des Marius und Cäsar gehört, nicht für germanisch-marcomannisch, wie Píč annimmt, sondern zu jener keltischen oder gallischen La-Tène-Kultur gehörig, die zwischen 400 und 60 v. Chr. ganz Zentraleuropa vom Einfluß des Mains bis zum Eisernen Tor beherrscht hat. Diese Kelten Mitteleuropas, diese Menschen aus der La-Tène-Zeit, stellt sich Jullian nicht als in halbnomadische Clans gruppiert, sondern als in mächtige Staaten vereint vor, die ein friedliches, arbeitames Leben führten, und zwar gruppiert um gewisse große industrielle Zentren: Mailand bei den Insubrern, Brescia bei den Cenomanen, Bologna bei den Boiern am Fuß des Apennin, Belgrad bei den Skordiskern, Norcia bei den Tauriskern und so Stradonitz in Böhmen. Alle diese Stätten besaßen reiche Metalllager und namentlich Eisenminen ein keltischer Staat zu finden ist, sind auch Bergwerke und namentlich Eisenminen zu finden. Alle diese keltischen Staaten sind aber außerdem mehr oder weniger philhellenisch gewesen oder haben den griechischen Kaufmann gern gesehen, der durch die am Main und der Donau gebildeten Keltenstaaten zum Handel herbeigezogen wurde. Und nun sagt Camille Jullian weiter: Wir haben ein ganz klares Anzeichen einer solchen griechischen Reise in die Achse der gallischen Staaten hinein, in die Schweiz: diese Reise ist eine Episode der Argonautenfahrt, wie sie Timaios oder

Apollonios von Rhodos im dritten Jahrhundert v. Chr. rekonstruiert hat. Eine enge Beziehung besteht überhaupt und im allgemeinen zwischen der richtigen Handelsreise und der mythologischen Erzählung. Was die griechischen Händler von ihren Reisen heimbrachten, die pittoresken Gegenden, die sie beschrieb, die barbarischen Sitten, von denen sie berichteten, die Erzählungen von den Märkten, die sie besuchten, alles dies transformierte sich rasch in poetische Fabeleien und vergrößerte das über die alten griechischen Helden überlieferte sagenhafte Erbgut. Roland, Karl der Große, die Vier Haimonskinder verdanken ebenso tausend Züge und tausend Lokalitäten ihrer Epopöen den Kaufleuten und Pilgern; die Phaethonmythe lokalisierte sich in den Bernsteinmärkten, die Herkulesfage auf den Karawanenstraßen, der Argonautenzug — und die Odyssee — auf Meer- und Flußrouten. Denn: die Argonauten fuhren die Rhone hinauf und drangen von da in das Rheintal. Der Dichter sagt, daß sie nicht bemerkten, als ihr Schiff den einen Strom verließ und den andern besuhr. Es schien ihnen (Argonautica IV, 632—37), als ob derselbe Fluß in verschiedner Richtung fließe. Aber weit sind sie nicht in die Region des Rheins eingedrungen. Als sie in das Land der Kelten und der großen stürmischen Seen gekommen und durch eine plötzliche Strömung nach Norden geführt waren, schrie sie Hera von der Höhe des Herkyniagebirges an (IV, 640), und sie kehrten um. Die Seen sind nach Jullian der Neuchâtelers und Bieler See; eine griechische Handelsfahrt nach La Tène hat jenen Teil der Argonautica lokalisiert. Bis zu diesem Handelsplatz konnten griechische Händler kommen, weiter durften sie vielleicht vertragsmäßig nicht: Heras Erscheinen repräsentiert die von den Eingebornen auferlegte Konvention. Camille Jullian ist seiner Hypothese so sicher — wir etwas weniger, bekanntlich hat man statt Rhone und Rhein auch Po und Donau angenommen —, daß er schließt: „Dieses Rencontre der gallischen und der griechischen Zivilisation, des Schiffes Argo und der Männer von La Tène in einem griechischen Mythos ist eine der rührendsten Episoden in der alten Geschichte.“ Vielleicht bringen die neu in Angriff zu nehmenden Forschungen in La Tène noch Material zum Besuch griechischer Händler auf dem keltischen Hauptmarkt La Tène — daß sich noch ein schweizerisches Hotelfremdenbuch findet, in das sich die Argonauten eingeschrieben hätten, wagen wir allerdings nicht zu hoffen. m.

